



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

von Leltow-Vorbeck: Ein Wort über den Wert überseeischen Besitzes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Wort über den Wert überseeischen Besitzes

Von Generalmajor von Lettow-Vorbeck



enn ein Land 20 Millionen Einwohner zuviel hat, die es aus eigenen Mitteln nicht ernähren kann, so wird die Frage, wie dieser Bevölkerungsüberschuß außerhalb der Grenzen des Mutterlandes untergebracht werden könne, nicht zur Ruhe kommen. Der koloniale Gedanke muß mit zwingender Notwendigkeit immer und immer wieder von neuem aus der Not des Vaterlandes geboren werden, wir mögen wollen oder nicht. Schon in den ältesten Zeiten war es nicht anders; ist doch die erste geschichtliche Nachricht, die wir von unseren Ahnvorderen haben, die Wanderung der Zimbern und Teutonen, ein kolonialer Siedlungsversuch. Und immer wieder, in den Völkerwanderungen, den Kreuzzügen, der Germanisierung Osteliens war der Ausdehnungsdrang geradezu die treibende Kraft in der Geschichte der germanischen Völker; die Weltreiche von Großbritannien und Nordamerika, die Staatengebilde von Südafrika und Australien verdanken ihm ihr Entstehen. Auch in den Jahrhunderten, wo eine politisch bewusste Siedlung außerhalb des Mutterlandes nicht stattfand, hat die Kolonisation nicht geschlummert. Nur ging leider der Auswanderer dem Mutterlande verloren und entwickelte sich oft zu dessen Konkurrenten und Feind.

In dieser Periode haben sich manche Völker gewaltige Kolonialreiche geschaffen; außer den englischen Überseebesitzungen entstanden Sibirien und das nordafrikanische Kolonialreich Frankreichs. Wir Deutschen haben an unserem eigenen Leibe erfahren, welche Kraftquellen diese Kolonien für ihre Mutterländer waren, wie die aus ihnen gezogenen Krieger schwer und manchmal entscheidend in die Kämpfe auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingriffen.

Unsere jüngste deutsche Kolonisation kann den Vergleich mit diesen gewaltigen Schöpfungen nicht aushalten. Von den 30 Jahren ihres Bestehens war das erste Jahrzehnt mit der Besitzergreifung, das zweite mit der Erforschung und Festigung der Verwaltung ausgefüllt. Erst im dritten Jahrzehnt war Klarheit über die kolonialen Ziele gekommen, und die eigentliche Entwicklung konnte einsetzen. Trotz dieser kurzen Zeit von nur wenigen Jahren waren die Ergebnisse bedeutend. In unserer wertvollsten Kolonie, Ostafrika, erschlossen bereits Eisenbahnen wichtige Teile des Hinterlandes; gerade am Tage des Kriegsausbruchs sollte der öffentliche Bahnverkehr den Tanganjika und damit den Kongo und die reichen Gebiete von Zentralafrika erreichen. Weitere Projekte sahen eine großzügige Ansiedlung für Europäer auf den gesunden Hochsteppen des Innern vor, und wenn man mit der Nordbahn durch die am dichtesten von Deutschen besiedelten Gebiete fuhr, so sah man an den Berghängen die behäbigen Häuser der Pflanzer, die dort Kaffee, Kautschuk, und Sisal bauten. Die Sisalproduktion deckte bereits mehr als den Bedarf von Deutschland an Fasern für Tauen. So regte sich überall verheißungsvolles Leben, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nach wenigen Jahrzehnten unsere ostafrikanische Kolonie für die Ansiedlung, den Handel und das gesamte Wirtschaftsleben des Mutterlandes einen hohen Wert gewinnen würde. Ein im Kriege gefangener älterer Engländer, der die Welt kannte, sagte

geradezu, daß Deutschland in Ostafrika ein „Indien“ besitze; aber es habe nichts damit anzufangen verstanden. Er übersah, daß in den wenigen Jahren Ergebnisse, die der Leistungsfähigkeit des Landes voll entsprachen, nicht hatten erreicht werden können.

Aber in einem Punkte unterschied sich die deutsche Kolonialpolitik wesentlich von derjenigen der anderen Kolonialmächte. Diese hatten nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch militärischen Nutzen aus ihren Kolonien gezogen, Eingeborenenheere gebildet, und jeder Seereisende erinnert sich der Hafensbauten und Befestigungen, durch die sich andere Länder in ihren Kolonien Kohlenstationen und Marinestützpunkte geschaffen haben. Die anderen Länder hatten in den Kolonien eben einen militärischen und dadurch politischen Machtfaktor erkannt. Deutschland hat sich in Tsingtau zwar einen Marinestützpunkt ohne Hinterland geschaffen, den militärischen Ausbau seiner Kolonien aber nicht betrieben. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß gerade in diesem Punkte bei den leitenden zentralen Stellen eine einheitliche Auffassung noch nicht erzielt worden war. Jeder kennt den erfolgreichen Kreuzerrieg, den „Emden“ und „Königsberg“ im Indischen Ozean, entsprechend ihren schon im Frieden erteilten Weisungen, führten. Ist es da nicht ein Widerspruch, daß man gleichzeitig den Gedanken, Ostafrika entsprechend den durch die Kongo-Akte vorgesehenen Möglichkeiten neutral zu erklären, überhaupt gefaßt hat? Wollte man im Ernst unseren eigenen Kreuzern den Unterschlupf in den Häfen und Buchten unserer am indischen Ozean gelegenen Kolonie verwehren und sie ihrer natürlichen Stützpunkte berauben? Dazu wäre man doch verpflichtet, um „neutral“ zu sein! War es an Land denn überhaupt denkbar, mit der Truppe „neutral“ zu bleiben? Wollte man es im Ernst dem Feinde, der ja die See beherrschte, völlig freistellen, seine Kolonialtruppen auf die Kriegsschauplätze zu ziehen, auf denen die Entscheidung fiel, ohne aus Rücksicht auf Deutsch-Ostafrika auch nur einen Mann stehen lassen zu müssen? Dann hatte der Feind auf bequeme Art unsere deutsche Truppe kaltgestellt, und diese fiel aus. Das sind doch Ungeheuerlichkeiten! Es ist ein Glück, daß es zum Erklären dieser Neutralität nicht gekommen ist.

Aber die Absicht, im großen Kriege neutral zu bleiben, bestand im Frieden nun einmal. Die Truppe hatte bestimmungsgemäß lediglich den Zweck, Ruhe und Ordnung im Innern aufrechtzuerhalten, Eingeborenenaufstände niederzuschlagen und gegen den Sklavenhandel einzuschreiten. Das große Bevölkerungsreservoir von acht Millionen tüchtiger Eingeborener war in Ostafrika ebensowenig militärisch ausgebaut worden wie die sechs Millionen in Kamerun. Man stelle sich nur einmal vor, welchen gewichtigen Faktor für den Weltkrieg wir uns — sehr im Gegensatz z. B. zu Frankreich — haben entgehen lassen! Trotzdem und trotz völligen Abgeschlossenseins hat unsere Kolonie den ganzen Weltkrieg überstandgehalten. Trotz aller vorhandenen Mängel der Organisation hat sie den Beweis geliefert, daß ein Überseegebiet auch für ein Mutterland, das die See nicht beherrscht, von militärischem und politischem Nutzen sein kann auch gegen den seegewaltigsten Feind. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Überseepolitik und die Sicherheit überseeischen Besitzes ausschließlich auf der Stärke der Flotte beruhen müssen. Wir haben die in den Kolonien selbst ruhende Kraft bisher unterschätzt.

Als der Krieg im August 1914 nun auf einmal da war, konnte man mit den offiziell festgelegten Zielen nicht viel anfangen. Waren doch nach diesen die Kolonien im Kriege Selbstzweck, während es sich jetzt um etwas Höheres, um das Mutterland selbst handelte. Da galt es, aus der ganzen Lage die Aufgabe herauszuschälen, die sich aus der Natur der Dinge ergab und maßgebend sein mußte, auch wenn sie mit allen Vorschriften und Weisungen im Widerspruch stand. Ein Leitgedanke trat ohne weiteres hervor: wo es sich, wie hier, um das Schicksal des Vaterlandes in seiner Gesamtheit handelte, um Sieg oder Untergang, um seine ganze Zukunft, da durften auch die Kolonien nicht die Hände in den Schoß legen. Sie mußten das Ihrige tun, damit der Sieg errungen werde, mochten sie selbst dabei auch alle zum Teufel gehen. Da eine unmittelbare Teilnahme am entscheidenden Kampfe in Europa ausgeschlossen war, kam es darauf an, feindliche Truppen in möglichst großer Stärke auf unseren überseeischen Kampfplätzen zu fesseln und sie dadurch an der Teilnahme am Hauptkampf in Europa zu verhindern. Das war ein einfacher und klarer Gedanke, dem alles andere unterzuordnen war. Dann kam auch Folgerichtigkeit in das Denken und Klarheit in die Kriegshandlung. Dieser Grundgedanke barg zugleich genügend moralische Kraft, uns über schwere Lagen hinwegzuhelfen und jenen Schwung zu verleihen, der die Truppe tatsächlich bis zum Ende des Krieges getragen hat.

Aber war dieses Ziel mit den nun einmal vorhandenen Mitteln ernsthaft ins Auge zu fassen? Nur 2400 Mann, fast alles schwarze Soldaten, war die Schutztruppe stark; erst nach Jahr und Tag erreichte sie ihre Höchstzahl von noch nicht 14 000 Kämpfern. Ihre Waffe war die veraltete rauchstarke Jägerbüchse Modell 71, nur wenige Kompanien waren modern bewaffnet. Da auf Nachschub nicht zu rechnen war, mußte der Ersatz von Waffen und Munition auf die Beute vom Feinde basiert werden; eine recht unsichere Quelle. Ein modernes Geschütz war nicht vorhanden. Die Truppe war im modernen Gefecht kaum ausgebildet; aber ihr Menschenmaterial war gut. Die Askari waren in bewährter deutscher Soldatenschulung erzogen, die Europäer waren tüchtige Berufssoldaten und zur Truppe eingezogene Beamte und Ansiedler — alles Leute, die Unternehmungslust und Kraftbewußtsein hinausgetrieben hatten; selbständige Männer, die gelernt hatten, Schwierigkeiten zu überwinden. Würden die wirtschaftlichen Hilfsmittel des Landes ausreichen, um auf ihnen die Kriegsführung aufzubauen? In dieser Richtung lag keine Erfahrung vor, und das Land war zum Teil doch wenig bekannt. Der Feind hat die Ernährungsmöglichkeit aus dem Lande verneint und geglaubt, schon die Blockade würde die Kolonie zur Übergabe zwingen. Das Verkehrswesen zeigte große Lücken für die Bewegung und Verschiebung der im Frieden über ein Gebiet, fast doppelt so groß wie Deutschland verteilten 14 Kompanien. Zentral- und Nordbahn waren nur durch Schifffahrt von Dar-es-Salam nach Tanga verbunden. Mit dem Kriege hörte diese Verbindung auf, und es waren wochenlange Landmärsche von einer Bahn zur anderen nötig. Die einzige Drahtverbindung vom Norden zum Süden führte dicht längs der Küste. Es war ein Wunder, daß sie im Kriege der Feind nicht dauernd unterbrach.

Der Krieg hat gezeigt, daß in der Kolonie die Hilfsmittel schlummerten und nur geweckt zu werden brauchten, um aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Und mehr noch als das: 300 000 Soldaten, über 140 Generale hat der

Feind in Ostafrika verwandt und hat die kleine deutsche Truppe nicht besiegt. An 60 000 gefallene feindliche Soldaten, 140 000 Pferde und Maultiere sind auf dem Kampfplatz geblieben. Gewiß nicht viel im Vergleich zu den Riesenzahlen Europas, aber über Erwarten viel, gemessen an unseren geringen Kräften. Und das wurde erreicht ohne jede Vorbereitung unserer Kolonie auf den Kampf gegen einen äußeren Feind. Man male sich die Folgen aus, wenn wir nach französischem Muster verfahren hätten: hätte unser kolonialer Krieg dann nicht von entscheidender Bedeutung für den Gesamtausgang werden können?

Die erste große Unternehmung des Feindes scheiterte in kurzem Schläge bei Tanga im November 1914; sein 8000 Mann starkes englisch-indisches Expeditionskorps wurde trotz achtfacher Überlegenheit vernichtend geschlagen. Andere Angriffe wurden im Laufe des Jahres 1915 abgewiesen. Eine neue gewaltige Anstrengung, die unter Führung des Generals Smuts unter Heranziehung von allein 17 südafrikanischen Regimentern unternommen wurde, zwang uns zum Ausweichen nach Süden. Aber wir durften hoffen, daß bei einem In-die-Länge-ziehen des Krieges die aus gesunden Hochebenen gekommenen Südafrikaner durch die Malaria, ihre Tiere durch die Tsetse so weit dezimiert würden, daß sich für uns wieder Gelegenheit zu durchschlagenden Kampferfolgen bot. Die Rechnung stimmte. Bereits nach einem halben Jahre waren die Südafrikaner am Ende ihrer Kraft angelangt. Zu diesem Zeitpunkt mußte der Feind auf ein Mal 12 000 Weise als krank nach Südafrika zurückschicken. Als uns im September 1916 General Smuts mit einer letzten Kraftanstrengung in drei Kolonnen angriff, glückte es uns, am 7. September die eine, am 8. September die zweite zu schlagen und vom 10. September ab gegen die dritte unentschieden zu fechten. Die Operationen standen still, und der Feind mußte wiederum von vorn anfangen. Auch den neuen Unternehmungen des Feindes, zu denen er Regimentern aus Südafrika, Jamaika, Nigerien, der Goldküste, Indien, Zentralafrika, auch welche von Europa heranzog, wichen wir nur Schritt vor Schritt aus, dem Feinde manche schwere Niederlage zufügend. Fast verging wiederum ein volles Jahr, bis wir Ende 1917 die Kolonie verließen.

Gleichzeitig war die Kolonie für die Unternehmungen zur See wertvoll gewesen. Lange hat „Königsberg“ in der Rufijimündung Unterschlupf gefunden, hat von hier aus den Kreuzer „Pegasus“ bei Sansibar überrascht und hat ihn zusammengeschossen. Ein ganzes Geschwader sammelte sich, um „Königsberg“ am erneuten Auslaufen zu hindern und um die Küste zu blockieren, bis im Juli 1915 „Königsberg“ der Überlegenheit erlag. Der Dampfer „Präsident“ der Ostafrika-Linie ist lange im Lukuledi-Creek bei Vindi dem Feinde verborgen geblieben, zwei Hilfschiffe sind trotz feindlicher Beobachtung mit ihrer vollen Ladung, das eine im Norden in die Bucht von Mansa, das andere im Süden in die Bucht von Sudi eingelaufen, das letztere nach Abschung der Ladung sogar wieder in See gegangen. Schon ohne Friedensvorbereitung bot die reiche Küstenentwicklung den Schiffen Gelegenheit zu Deckung und Ausrüstung. Welche Möglichkeiten boten sich erst bei planmäßigem Ausbau, mit einem reichen und militärisch starken Hinterlande, für die Seekriegsführung im Indischen Ozean!

Die Abgeschlossenheit der Kolonie im Kriege zwang zur Selbsthilfe. Im Frieden waren Rohmaterialien aus-, Fertigfabrikate eingeführt worden. Jetzt

galt es, den Weg von der Baumwollstaude zur fertigen Uniform selbst zu finden. Die Leistungen der Kolonie überstiegen alle Erwartungen. Es wurde tatsächlich alles hergestellt, was die Truppe zum Leben brauchte: Anzüge, Stiefel, Verbandzeug, Chinintabletten, Zelte, Autobercufungen, Benzolerfag, Öl, Schokolade; nur Waffen und Munition mußten ausschließlich vom Feinde erbeutet werden. Der Verpflegungsnachschub wurde großzügig organisiert, der Weizen vom Nyassasee und der Reis von Ukerewe wurden durch Trägerkarawanen zum Kilimandjaro, den Hauptlagern der Truppe, gebracht. Und auch, als wir die reicher entwickelten Nordgebiete hatten räumen müssen, lieferte das Land noch ausreichend. Selbst im unentwickelten und spärlich besiedelten Gebiet südlich des Rufiji sind wir nicht verhungert. Die Eingeborenensfelder lieferten gute Verpflegung auch für den Europäer; die Jagd wurde eine wichtige Nahrungsquelle, selbst wo Tausende zusammen lagerten; Flußpferd, Nashorn, Elefant und Büffel gaben Speisefett; Millionen von Pilzen halfen in Zeiten größter Not.

Der Krieg hat erst gezeigt, was die Kolonie in materieller Hinsicht liefern konnte; er hat auch enthüllt, welch glänzendes Europäermaterial sie beherbergte. In jedem regte sich der Erfindungsgeist eines Robinson; immer von neuem zeigten sich da die unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes, und immer mehr wuchs das Vertrauen, daß das Land den Bedürfnissen der Truppe auch in schwerer und bedrängter Lage gerecht werden würde. So hat das schöne Land seinen vollen Anteil am Entstehen des prachtvollen Soldatengeistes, der bald weiße und schwarze Soldaten, Vorgesetzte und Untergebene verband mit unerschütterlichem gegenseitigen Vertrauen. Die gemeinsame Not und deren Überwindung hatten Führernaturen hervortreten lassen. Diese hatten nicht nur allgemein das Wesen des Krieges und des Soldatentums erfaßt, sondern auch den Charakter des Landes und seiner Bewohner. Wenn dann im Moment äußerster Not, wo die Entscheidung am seidenen Faden hing, ein derart geschulter Führer seine Person in die Waagschale warf, dann konnte er auch aus verzweifelter Lage manchmal einen vollen Erfolg herausholen gegen fünffache und größere Übermacht. Auch das war, wenigstens zum Teil, ein Geschenk der Kolonie; denn ihre Bewohner, unsere Askari, die dem Führer blind folgten, waren das Werkzeug, mit dem der weiße Führer zu arbeiten hatte.

Sagten im Anfange des Krieges gerade die alten Kenner der Schwarzen, unsere Askari würde modernen Waffen und gar weißen Gegnern nicht standhalten, so war schon in den ersten Gefechten dieses Mißtrauen widerlegt. Später verstand der Askari auch gegen große Überlegenheit zu siegen, hielt aus in Artillerie- und Minenwerferfeuer und Fliegerbomben. Als dann der Umschwung kam und wir ausweichend und hinhaltend kämpfen mußten, da sagten die Unglückspropheten wieder, der Askari wird es nicht verstehen und fortlaufen. Aber er hat es doch verstanden und hat sich angepaßt. Als gehungert werden mußte, hat er auch das begriffen und ist bei der Truppe geblieben. Und als er sah, daß der Feind mit immer neuen Verstärkungen kam, sagte er: „Wir sehen ja, wenn ihr einen Feind tot schießt, kommen zwanzig andere wieder, und ihr werdet immer weniger. Aber wir sind immer bei euch gewesen, wir werden auch weiter bei euch bleiben bis zum Ende.“ Auch unter den Farbigen zeigten sich Führernaturen, die mit ihren

Patrouillen den Kampf gegen feindliche Kompanien ausnahmen, und mit Erfolg. Und wie die Askari, so blieben auch die Träger treu.

So war das Menschenmaterial beschaffen, das uns die Kolonie lieferte. Nur weniger Jahre hatte es bedurft, um diese einfachen Leute, die vielfach noch Menschen gefressen hatten, zu tüchtigen, treuen und sittlich verhältnismäßig hoch stehenden Kriegerern zu entwickeln.

Und die Anforderungen wuchsen immer mehr.

Trotz erheblicher Teilerfolge war Ende 1917 die Widerstandskraft der Truppe nahezu am Ende. Die Verengung des Kriegsschauplatzes auf die Südostecke des Schutzgebietes hatte uns fast alle Hilfsmittel der Kolonie entzogen. Nur noch für vierzehn Tage hatten wir zu leben; dann gab es nichts mehr! Der Chininvorrat reichte noch für einen Monat, und für den Europäer ist das Chinin in den Malaria gebieten eine Lebensfrage. Für das moderne Gewehr noch zwanzig Patronen! Und dabei lagen wir in viertägigem Gefecht gegen zwei feindliche Divisionen, die uns eingeschlossen hatten. Die wenigen Geschütze hatten die letzte Munition verschossen und waren gesprengt worden; nur ein leichtes Geschütz und einige 40 Schuß waren noch übrig. Keine Gelegenheit bot sich zu einer Überraschung, um neue Munition zu erbeuten. Da, in der bittersten Not, mit allen Teilen im Gefecht, mußte die Truppe sich umorganisieren, von 800 Europäern fast 600 zurücklassen, ebenso einen großen Teil der Askari, um wenigstens mit den 2000 ausgesuchtesten Soldaten den Kampf noch weiter fortzusetzen. Auch das ist geglückt.

Das Menschenmaterial der Kolonie hat uns auch nach völliger Preisgabe der Kolonie noch ermöglicht, den Krieg in die feindlichen Kolonien hinein zu tragen, dort bis zum Ende weiter zu fechten und, getreu dem leitenden Gedanken, weiterhin feindliche Streitkräfte in Atem zu halten.

Als nach einem weiteren vollen Jahre der Waffenstillstand kam, da hatte der Feind gegen unsere noch vorhandenen 150 Europäer und knapp 1200 Askari 120 000 Soldaten, also 100 gegen 1, im Felde, die von 12 000 Automobilen versorgt wurden.

So hat mich persönlich der Krieg davon überzeugt, daß eine überseeische Kolonie viel mehr sein kann, als ein Siedlungsland oder ein wirtschaftliches Objekt.

Diese Feststellung und die aus unseren inneren Zuständen hervorgehende Notwendigkeit, einen Weg für unseren Bevölkerungsüberschuß zu finden, zwingt uns, den kolonialen Gedanken immer und immer wieder lebendig zu halten, gerade weil wir keine Kolonien haben. Wir dürfen den kolonialen Gedanken nicht vom Standpunkte der augenblicklichen Bequemlichkeit betrachten, sondern müssen weiter voraussehen. Diskreditieren wir uns jetzt bei den Eingeborenen, so graben wir uns für die Zukunft selbst das Wasser ab. Unsere Schwarzen haben Jahr und Tag für uns gearbeitet und gekochten ohne Lohn. Noch jetzt sind wir ihre Schuldner. Wir haben das allergrößte Interesse, sie, sobald wir irgend können, auch auszuzahlen. Mit Recht würden sie es als bitteres Unrecht, als Betrug empfinden und niemals vergessen, wenn sie nicht voll, nach dem jeweiligen Kurswert der ostafrikanischen Währung, zu ihrem Gelde kämen. Wir dürfen nicht kurzfristig sein und uns selbst den Weg zu einer späteren Kolonisationsarbeit erschweren. Dazu ist der Wert überseeischen Besitzes zu sehr Lebensfrage für uns.